

Hans-Martin Gutmann

Mein Vater und der Krieg

Eine praktisch-theologisch interessierte
Suchbewegung zu Individualität, Politik und Religion



Mein Vater und der Krieg

Hans-Martin Gutmann

Mein Vater und der Krieg

Eine praktisch-theologisch interessierte
Suchbewegung zu Individualität, Politik
und Religion



EBVERLAG

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch, einschließlich aller seiner
Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen sowie die
Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen bedürfen der
schriftlichen Genehmigung des Verlags.

Coverabbildung: © bei Hans-Martin Gutmann

Gesamtgestaltung: Rainer Kuhl, Nadine Scherer

Copyright ©: EB-Verlag Dr. Brandt

Berlin 2012

ISBN: 978-3-86893-107-5

E-Mail: post@ebverlag.de
Internet: www.ebverlag.de

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Printed in Germany

„Nicht wir machen die Heilige Schrift gültig, sondern sie eröffnet
die Chance, das Leben von Gott her ordnen und schenken zu
lassen. Dazu gehört, dass wir die Heilige Schrift an uns und mit
uns Raum schaffen lassen. Dieser Raum und die entsprechende
Aktivität ist das, was ich mit Religion meine.“

Für Christoph Bizer (1935–2008)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Eine Entdeckung	11
Die Manuskripte „Die Auslieferung“ und „Remkersleben“. Rekonstruktion und Interpretation	21
Innen und Außen – Praktisch-theologisch interessierte Reflexionen zur Beziehung zwischen Lebensgeschichte, Politik und Religion	137

Vorwort

Diese Buch ist Analyse eines autobiographischen Textes aus zerstörerischen Zeiten, die lebensgeschichtliche Selbstreflexion des Autors und der Leserinnen und Leser anstößt und anstoßen will; und es ist zugleich praktisch-theologisches Manifest, das für eine theologisch-normative Begründung kirchlicher Arbeit und zivilgesellschaftlichen Engagements in evangelischer Perspektive eintritt.

Hamburg, am 1. September 2012 – dreiundsiebzig Jahre nach Beginn des deutschen Angriffs auf Polen und damit des Zweiten Weltkrieges

Hans-Martin Gutmann

Eine Entdeckung

Vor einigen Wochen habe ich eine Entdeckung gemacht. Ich habe Texte meines Vaters gefunden, über seine Erlebnisse im Krieg und in russische Kriegsgefangenschaft.

Seitdem lässt mich der Gedanke nicht los, darüber zu schreiben. Die Texte in ihrer jetzigen Form zu veröffentlichen ist nicht sinnvoll. Sie sind nicht für die Öffentlichkeit geschrieben, manches ist zu intim.

Mein Vater ist vor vier Jahren verstorben. Ich habe einige Zeit gebraucht, ehe ich darangegangen bin, seinen Nachlass durchzusehen. Eine Reihe von Bänden, die ich vom Augenschein für Fotoalben gehalten hatte, hatte ich hinten in einen Schrank geräumt. Als ich sie jetzt durchgeblättert habe, habe ich meinen Irrtum bemerkt.

Es handelt sich bei einigen dieser Bände um autobiographische Texte, die zum großen Teil von Erfahrungen aus Krieg und russischer Kriegsgefangenschaft handeln. Ein erheblicher Teil der Aufzeichnungen dreht sich um Erfahrungen und Begebenheiten zwischen 1939 und 1949. Hinzu kommen Notizen aus Kindheit und Jugend – damit gehört der Zeitraum zwischen der Machtübernahme der Nazis und dem Beginn des Krieges ebenfalls zum Kontext dieser lebensgeschichtlichen Erinnerungen. Einige Texte handeln zudem von der Zeit, in der die Grenze zwischen der DDR und der Bundesrepublik hermetisch geschlossen wurde und damit ein Grenzübertritt aus der Magdeburger Börde, in dem das Heimatdorf meines Vaters gelegen war, in Richtung Braunschweig, wo er an der Pädagogischen Hochschule sein Studium begonnen hatte, nicht mehr möglich war. Alle Texte sind aus der Erinnerung des alt gewordenen Mannes notiert, der größere Teil wohl in den achtziger Jahren, ein thematisch zusammenhängender Text über die Jahre der Kriegsgefangenschaft in Sibirien 2005, wenige Jahre vor seinem Tod.

Alle Texte sind im DIN-A5-Format akribisch mit einer alten Adler-Schreibmaschine zu Papier gebracht worden. Alle sind höchst detailreich und um Genauigkeit bemüht. Mein Vater hat zudem eine ganze Reihe von Dokumenten – Briefe, Fotos, Verwaltungsverordnungen – beigelegt, die seine Erinnerungen illustrieren und zugleich belegen sollen.

Seltsam ist das schon: Jahrzehntelang hat sich niemand für Berichte aus der Gefangenschaft interessiert. Aber nun wird nachgefragt, 60 Jahre nach Kriegsende. Man möchte Authentisches erfahren, bevor die letzten verstorben sind, die das alles miterlebt haben. Und so will ich denn berichten, obwohl das Schreiben angesichts der stark nachgelassenen Sehkraft recht mühsam geworden ist. Ich werde auch keine Tippfehler berichtigen und bitte um Verständnis.

Ich versichere, dass ich nichts übertreibe oder bewusst beschönige, wenn auch der lange zeitliche Abstand manches „vergolden“ mag. Aber es liegen ja so viele Dokumente vor, anhand derer die Berichte überprüft werden können. Einen durchgehenden Bericht von Juni 1945 bis September 1949 zu schreiben, ist nicht mehr möglich. Also werde ich Episoden schreiben: Erlebnisse, die mir besonders eindrucksvoll in Erinnerung geblieben sind. Dabei wird es auch zu manchen Wiederholungen kommen. Etliches ist in den „Dönekens“ schon erzählt worden und wird mit einbezogen. Und so werde ich von heute an ein Kapitelchen nach dem andern – alle Unzulänglichkeiten in Kauf nehmend, ohne Manuskript in die alte 52jährige Adler tippen.

Immenrode, 31. Mai 2005¹

Warum hat mein Vater diese Form gewählt: Viele eng beschriebene DIN-A5-Seiten in Plastikheftern, immer wieder von Fotos und Briefen unterbrochen? Für eine bloße Selbstverständigung über eigene Erinnerungen erscheint mir dies allzu durcharrangiert.

¹ Paul-Otto Gutmann, „Die Auslieferung“, keine Seitenangaben.

Nein. Er wollte, dass wir das lesen. Er wollte, was meine Person angeht, dass ich mich nach seinem Tod auf diese Spur begeben.

Anders kann ich mir das nicht erklären. Mein Bruder und ich sind die Adressaten seines Schreibprozesses gewesen. Posthume Adressaten ...

Mein Vater hat viel und gern erzählt. Er hat auch manches veröffentlicht, „Dönekens“, kleine Begebenheiten, manchmal mit lustiger, manchmal moralischer Pointe. Was ich jetzt gefunden habe, ist anders. Es ist die Innenseite seiner Lebensgeschichte, wie er sie sieht und – offenbar – uns, seinen Söhnen, weitergeben will.

Soll ich mich darauf einlassen? Es wird nicht nur die Sicht meines Vaters auf sein Leben, auf die damaligen Zeiten in den Blick kommen, sondern auch meine Beziehung zu ihm.

Zwei Überlegungen sprechen dafür. Die Generation derer, die die Nazizeit, den Krieg und die Nachkriegszeit als Jugendliche oder Erwachsene miterlebt haben, stirbt langsam aus. Das hat Folgen, nicht nur für Fragen, wie Überlebende entschädigt werden können – Gequälte in Konzentrationslagern, Arbeitssklaven, Kriegsgefangene. Auch nicht nur mit Blick auf die immer enger werdende Möglichkeit, Täter juristisch zur Rechenschaft zu ziehen.

Es geht bei der Wahrnehmung dieser Zeiten nicht nur um die spektakulären Verbrechen. Es geht um den Alltag und darum, wie Menschen damals gelebt, mitgemacht, sich entzogen, vielleicht sogar widerstanden haben, ohne dass dies für eine mediale Öffentlichkeit von Interesse gewesen wäre.

Es sind diese familialen Erzählströme – und nicht zuerst das, was offiziell in Schulen und Museen, in politischen Magazinen und Geschichtsbüchern mitgeteilt wird: Sie prägen das alltägliche Wissen und die Einstellungen zum damaligen Geschehen heute – wenn sich die Leute denn überhaupt noch erinnern mögen. Wie wenig ein offizieller antifaschistischer Diskurs diese Ebene alltäglicher Erinnerungskultur erreicht

hat, kann man drastisch an der Faszination nazistischer Gruppen in der ehemaligen DDR und weniger offenkundig, aber ebenso wirksam am Scheitern zahlloser Geschichtsunterrichtsstunden über die Nazizeit überall in Deutschland erkennen: Das Lebensgefühl der Menschen wird oft zu wenig oder gar nicht erreicht.

Bisher habe ich die Außenseite meiner Untersuchung benannt. Die private, ja intime Seite ist mir genauso wichtig, macht das Schreiben schwer. Bis heute empfinde ich, wenn ich an ihn denke, ein warmes Gefühl. Väterlichkeit, unbedingte Wertschätzung mir gegenüber. Vieles an ihm scheint vorbildhaft. Ich möchte darüber nachdenken, über ihn, über meine Beziehung zu ihm: Was bleibt, wenn mein inneres Bild realistischer wird?

Ich habe ihm mehr zu verdanken, als ich in dürren Worten sagen könnte.

Ihnen beiden, auch meiner Mutter.

Ich habe rechtzeitig, mit neunzehn direkt nach dem Abitur, das Elternhaus verlassen. So ist mein inneres Bild von ihm fast ungebrochen geblieben. Auch meine Begegnungsmöglichkeit mit ihm, bis zu seinem Tod vor vier Jahren. Mein Bruder, der gemeinsam mit seiner Familie über viele Jahre, bis beide Eltern gemeinsam in ein Altersheim nach Goslar umgezogen sind, das Haus mit ihnen geteilt hat, hat auch seine dunklen Seiten tagtäglich erlebt und ertragen. Sein Bild ist längst realistischer, ambivalenter.

Ich habe außer ihm einige Vätergestalten überstanden. Oder solche, die es über mich hätten vielleicht werden können. Den Doktorvater. Die Vorgänger in den Professuren in Paderborn und in Hamburg. Ich lebe in dem Gefühl, mich ganz gut behauptet zu haben. Die Rolle des aufnahmebereiten Sohnes hatte ich – zumindest auf Dauer – nur einmal zu vergeben.

Längst bin ich selber Vater, seit zweiundzwanzig Jahren schon. Unsere Tochter ist seit zweieinhalb Jahren aus dem Haus, gleich nach

dem Abitur. Die in meiner Sicht einzige Chance, dass diese Vater-Kind-Beziehung erhalten bleiben und auf neue Beine kommen kann. Chance auf Nähe durch räumliche Distanz.

Irgendwann ist das Thema durch, zumindest aus der Perspektive des Sohnes.

Aber noch immer nicht mit ihm.

Und, na klar, auch nicht in der eigenen Weise zu leben. Selbst Vater sein können – auch das ist hier Thema.

Wir, mein Bruder und ich, haben ihn seit unserer Pubertät „Daddy“ genannt. Nach einer Weile hat seine Frau, unsere Mutter, den Namen übernommen.

Aus meiner heutigen Sicht schwer erträglich. Aber damals, als Jugendlicher in den sechziger und siebziger Jahren, war das stimmig. Es ist dabei geblieben, bis in die letzten Tage, als er immer noch bestimmen wollte, was um ihn herum vorgehen sollte. Ich erinnere mich an die Szene, als seine Aufforderung, wie wir uns im Krankenzimmer um sein Bett herum gruppieren sollten, in einem Anfall von Sich-Erbrechen unterging.

Bis zum Schluss wollte er die Dinge in der Hand behalten. Organisieren war seine Stärke, wie er von sich selbst immer wieder stolz gesagt hat. Und geschrieben hat, dazu gleich.

Eines der dichtesten inneren Bilder aus seinen letzten Tagen: Meine Liebste und ich stehen um sein Krankenbett. Er hat sich eine Magensonde legen lassen, weil er nicht mehr schlucken konnte. Er konnte aber die Nahrungsmittellösung nicht bei sich behalten. Wir haben ihm Lieder aus dem Evangelischen Kirchengesangbuch vorgesungen. „Auf meinen lieben Gott traue ich in Angst und Not.“

Andere Szenen, als er noch auf den Beinen war und in denen sein Starrsinn unübersehbar wurde, habe ich nur besuchsweise erlebt. Und dann als eher lustige Skurrilität: Wenn er darauf bestand, vor dem Einkaufszentrum im Halteverbot zu parken, weil er das früher immer so

gemacht hatte, als dort noch eine Parkbucht war. Oder wenn er sich durch keinen Einwand beirren ließ, bergeweise „Mon Cheri“ einzukaufen, um seinen Freunden und Verwandten im thüringischen Kühndorf eine Freude zu machen, weil er das früher bei grenzüberschreitenden Touren auch so gehalten hatte. Damit sie sich freuen. Die DDR gab es da seit bald zwei Jahrzehnten nicht mehr, es fehlte dort alles Mögliche, aber nicht das, was man im Supermarkt kaufen kann.

Mein Bruder und seine Familie haben über Jahre die weniger spaßige Seite seines Starrsinn mitbekommen. Wie er sich im Alter von fünfundsiebzig Jahren, da hatte der den ersten Herzinfarkt schon hinter sich, einen jungen Jagdhund zulegte. Er hatte immer mit Hunden gelebt, und er liebte gerade diesen mit besonderer Intensität. Mittlereile weiß ich aus alten Fotos, dass er einem Hund seiner Jugendzeit wie ein Abbild ähnlich war.

Allerdings war er jetzt nicht mehr in der Lage, dem Hund genügend Auslauf und Bewegung zu verschaffen. Was dazu führte, dass die Töle mehr oder weniger unausgesetzt bellte, Tag und Nacht. Für die Erholungsbedürftigkeit berufstätiger Menschen nicht zu ertragen. Dieser Hund und manches andere stellte die Konfliktlösungsmöglichkeiten in diesem gemeinsam geteilten Lebenszusammenhang nicht nur einmal vor die Zerreißprobe.

Das ist die eine Seite seines Gesichts. Die andere ist seine Großzügigkeit, sein Spaß an Geselligkeit, seine voraussetzungslose und lebenslang durchgetragene Haltung, mich so zu akzeptieren, wie ich bin. Mein warmes Bild von ihm, das sich aus ungezählten Einzelszenen zusammenfügt. Wie er und seine Frau, unsere Mutter über mehr als ein Jahrzehnt zugelassen und es irgendwie auch genossen haben, dass sich unsere Band jeden Samstag und jeden Sonntag im Elternhaus neben dem Immenröder Friedhof zur Probe getroffen hat. An beiden Tagen zwischen 16 und 22 Uhr. Jazzrock, auf voller Lautstärke in einem nicht gerade wenig hellhörigen Haus.

An den ausführlichen Frühstücksgesprächen mit meiner Mutter sonntagsmorgens, die ich wegen dieser Jazzrock-Band während der gesamten Zeit meines Studiums zu Hause verbracht habe – über politische Fragen konnte ich mich mit ihr besser verständigen als mit ihm, sein Bruch mit einer traditionell konservativen Grundorientierung kam später, und dann schrittweise in dem Maße, wie für die Lehrer, die er ausbildete, keine Stellen zur Verfügung standen – hat er nicht teilgenommen. Wenige Minuten, nachdem alles aufgegessen war, zog er sich in seine Arbeitszimmer zurück und hörte in brüllender Lautstärke Fußballnachrichten – er konnte seit seiner Zeit als Flak-Offizier bestimmte Frequenzen nicht mehr gut hören. Erst spät hat er mir gebeichtet, dass er die Bände von Bloch, Habermas, Adorno, die ich ihm immer wieder einmal mitbrachte, um seiner politischen Gesinnung aufzuhelfen – ich war Anfang der Siebziger eng in die K-Gruppenphase und die Sedimente ihres Auflösungsprozesses an meinem Studienort Göttingen verstrickt – niemals gelesen hat. Aber er hat zugelassen und auch gegenüber Anfragen aus dem Dorf verteidigt, dass die Band in seinem Hause probte. Wozu über viele Jahre gehörte, dass sich hier eine mehr oder weniger quirlige Gang aus Fans und Zuhörern ebenfalls versammelte. Ich kann es meinen Eltern nicht hoch genug anrechnen, dass sie das damals mitgemacht haben – ich könnte das heute nicht, wenn unsere Tochter entsprechende, unsere Wohnung in Beschlag nehmende Pläne hätte.

Eine Szene aus den späten Jahren, kurz bevor meine Eltern ins Heim umgezogen sind, erfüllt mich jedes Mal mit tiefer Scham, wenn ich daran denke. Spät abends hatten wir wie jedes Mal, wenn ich zu Besuch kam, noch ein Glas Sekt zusammen getrunken. Beide waren ungewöhnlich ernst. Das Gespräch kam nicht richtig in Gang. Dann stellen sie eine Frage, die sie seit den fünf oder sechs Jahren seit Erscheinen eines meiner Bücher, in dem ich die Lebensphase mit den Bandproben ebenfalls erzählt hatte, immer wieder beschäftigt haben muss: Wieso hast Du in diesem Buch nicht erzählt, dass die Proben bei uns im Hause stattge-

funden haben? Warum hast du sie nach Goslar verlegt? Ich wusste keine Antwort. Ich habe eine Zeitlang rumgedrückt, habe nach Antworten gesucht. Ich suche sie manchmal heute noch. Ich weiß es nicht. Ich habe mich geschämt.

Das innere Bild seiner Güte, verbunden auch mit einer geradezu übermächtigen Präsenz, entstammt schon aus sehr viel früheren Szenen. Zu seinen Aufgaben als Dorfschullehrer und Kantor in Immenrode, meinem Heimatdorf, gehörte es seit Beginn der fünfziger Jahre, sonntags die Orgel zu spielen. Ich muss damals immer wieder mit ihm auf der Empore gesessen haben, schon als Vierjähriger rechts neben ihm auf der Orgelbank, während der die dröhnenden Basstöne mit den Füßen auf den Pedalen suchte. Mein Vater ist nie ein bedeutender Organist gewesen, aber neben der freundlichen, warmen und konzentrierten Gestalt meines Vaters fühlte ich mich glücklich.

Ich möchte mehr erfahren über meine Beziehung zu ihm. Nachdem ich es endlich über mich gebracht habe, viele Monate nach seinem Tod, seine Texte zu lesen.

Es gibt einiges Veröffentlichte: Das, was er über eine Jerstedter Druckerei gemeinsam mit dem Zeichner Rudolf Sattler öffentlich gemacht hatte, die „Dönekens“. Sammlungen von knappen Texten zwischen einer und vier Seiten Länge, Besinnliches und Heiteres aus seinem Leben, durch Zeichnungen Sattlers einfühlsam illustriert. Ein großer Erfolg in Immenrode, auch in der Goslarer Region, dank der Förderung durch Ursula Müller, seinerzeit Redakteurin der Goslarschen Zeitung, die seiner öffentlichen Wirksamkeit hier ebenso Raum gab wie über viele Jahre hin den Adventskonzerten des von ihm geleiteten Immenröder Kirchenchores. So erfolgreich, dass zwischen 1989 und 2001 – da wurde er schon achtzig – vier Bände „Dönekens“ erschienen sind.

In diesen Texten findet sich die humorige Außenseite, auch dort, wo es um Krieg geht und um die fünf Jahre russischer Kriegsgefangenschaft.

Ich weiß nicht, warum ich es bisher kaum geschafft habe, auch nur diese veröffentlichten Texte zu lesen. Ich habe seine Erzählungen im Ohr, von ihm vorgetragen, aus vielen Familienfesten. Mein Vater war ein begnadeter Erzähler. Er liebte es, für runde Geburtstage Kirchen- oder Kinderlieder auf den Jubilar umzudichten, Heiteres und Besinnliches aus der jeweiligen Lebensgeschichte. Er liebte es, die Quetschkommode hervorzuholen und eine beschwingte und manchmal auch beschwubelte Runde zum Singen zu bringen. Auch in den Jahren nach 1985, als er nach einer Krebsoperation am Kehlkopf eigentlich nur noch laut flüstern konnte.

In späteren Jahren dann wurde er manchmal, mit zunehmendem Alter häufiger, unleidlich, wenn das Gespräch ringsum nicht verstummte. Er brauchte die gesammelt Aufmerksamkeit. Dass er oft die lustige oder moralische Pointe von der Geschichte, wenn die Erzählung vorbei war, noch einmal zum Besten gab, war mir in diesen Situationen manchmal ein wenig peinlich. Habe ich es deshalb so lange vermieden, die Dönekens selber zu lesen?

Mein Vater hat zu mir nie darüber gesprochen. Aber ich bin mir im Rückblick sicher, dass er traurig war über diese Missachtung durch seinen Ältesten.

Ich bin zufällig auf seine nicht veröffentlichten Texte gestoßen – ich hatte mir zu Weihnachten einen traditionellen Plattenspieler gewünscht und den Schrank auf alte Schallplatten durchgesucht. Texte, die nicht veröffentlicht und auch nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Auf DIN-A5-Seiten eng mit einer alten Adler-Schreibmaschine betippt und in Plastikordner eingeklebt. Einzelüberschriften über einzelnen Abschnitten, aber keine Überschrift über den gesamten Text – als hätte er jederzeit damit gerechnet, abzurechnen und nicht weiterzuschreiben. Kein Inhaltsverzeichnis. Der eine Band beginnt mit einem Abschnitt „Die Auslieferung“. Ein zweiter Band beginnt mit einem Abschnitt unter der Überschrift „Remkersleben“ – das ist das Dorf in der Magdeburger Börde, in dem ein Vater aufgewachsen ist.

Dieser Band enthält außer seinen Texten viele Fotos, etwa ab der Mitte fast ausschließlich von jungen Männern in Reichswehruniform. Beim Ausgehen mit Mädels. Beim Marschieren im Gelände. Auf einer Wiese entspannt hingestreckt. Beim Einmarsch in den menschenleeren Straßen des niederländischen Ortes Veghel, das war 1942. Gebeugt über das „Kommandogerät“ der Flak, 1943. Mein Vater, uniformiert, mit dabei auf fast jeder dieser Schwarzweiß-Fotografien.

Der Band „Die Auslieferung“ hat keine Fotos. Es geht, wie ich beim Blättern schnell erfahre, um die Jahre in Russland. Da war kein Fotoapparat zur Hand. Beginnen wir mit diesen Texten zum Kriegsende.

Analyse eines autobiographischen Textes aus zerstö-
rischen Zeiten, die lebensgeschichtliche Selbstreflexion
des Autors, der Leser und Leserinnen anstößt und
anstoßen will; und zugleich praktisch-theologisches
Manifest, das für eine theologisch-normative Begrün-
dung kirchlicher Arbeit und zivilgesellschaftlichen
Engagements in evangelischer Perspektive eintritt.
Hamburg, am 1. September 2012 – dreiundsiebzig
Jahre nach Beginn des deutschen Angriffs auf Polen
und damit des Zweiten Weltkrieges.

Zum Autor:

Hans-Martin Gutmann ist Professor für Praktische
Theologie und Universitätsprediger in Hamburg

[WWW.EBVERLAG.DE]

ISBN 978-3-86893-107-5



9 783868 931075